

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 12. Mai 1899.

Jahrgang 19. No. 36.

Am leichtesten war es für die Wissenschaft, die Entstehungsgeschichte der Erde festzustellen. Die Geologen und Paläontologen haben den Schoof der Erde durchwühlt und in den geologischen Schichten, Formationen und Versteinerungen ebenso viele Seiten des großen Buches der Natur entdeckt. Und so wie es anderen Gelehrten gelungen ist, Hieroglyphen, Keilschrift u. dergl. Feinbar unergänzliche Mittheilungen zu entziffern, so ist es auch den Geologen und Paläontologen gelungen, das Buch der Natur zu lesen.

Allerdings hatten es dabei die Geologen und Paläontologen leichter als die Astronomen, denn sie hatten das Buch der Natur dicht vor sich und konnten die Seiten mit den Händen greifen. Wir armen Astronomen dagegen müssen ungeheure Brillen aufsetzen, um nur wenigstens die Capitelüberschriften und einige fettdruckte Textstellen des Buches der Natur zu lesen, weil letzteres in riesiger Entfernung vor uns aufgeschlagen ist. Mit anderen Worten: während die gelehrten Steinflöher im Stande sind, die Erde und ihre Geheimnisse mit Mikroskop, Meißel, Schaufel und Spaten zu erforschen, sind wir lediglich auf Fernrohr, Spektroskop und photographische Camera angewiesen, wenn wir die Geheimnisse des Weltalls kennen lernen wollen. Das ist zwar (wenigstens nach meiner Geschmacksrichtung) interessanter, als das Steinflöhen, aber auch bedeutend schwieriger.

Nach den Forschungen der Geologen und Paläontologen hat die Erde eine lange Reihe von Umwälzungen durchgemacht, ehe sie das wurde, was sie jetzt ist. Wir wissen heute aus unumstößlichen Beweisen, daß unsere Erde einst ein glühender Ball war, der im Laufe der Jahrmillionen an seiner Außenhülle erstarbte, daß diese infolge dessen erst zähflüssig, dann breiig, dann teigig und endlich fest wurde. Wir wissen auch, daß die erste feste Kruste, weil zu dünn, nicht von selbst dem Bestande war, sondern wiederholt durch Ausbrüche aus dem noch glühenden Innern zerfiel wurde, worauf aber regelmäßig wieder eine Neubildung der Kruste erfolgte.

Dieses Spiel wiederholte sich sehr oft, aber stets mit dem Erfolge, daß die Kruste wegen der fortwährenden Abkühlung des Erdballs immer fester und dicker wurde. Diese fortschreitende Abkühlung begünstigte auch die Verbindungen der verschiedenen Grundstoffe, es schlug sich Wasser auf die Kruste nieder und bildete die Meere, in welchen dann die ersten Lebewesen entstanden, sobald die zum Leben erforderlichen Grundbedingungen vorhanden waren. Je weiter die Abkühlung fortschritt, desto höher organisierte Geschöpfe entwickelten sich aus den niedrig organisierten; bei jeder Umwälzung der Erdkruste kamen die widerstandsfähigsten Individuen mit dem Leben davon, während die anderen zugrunde gingen und versteinerten, und die Davongekommenen änderten sich in Form und Lebensweise, indem sie sich den neuen Lebensbedingungen anpaßten.

Daß unsere Geologen richtig entziffern haben, d. h. daß unsere Erde wirklich aus einem glühenden Ball entstanden ist, dafür sprechen auch die Entdeckungen der Astronomie. Denn alle mit Eigenlicht leuchtenden Gestirne, deren chemische Zusammensetzung uns das Spektroskop enthüllt, sind heute noch glühende Gasbälle, deren Grundstoffe im Wesentlichen jenen gleich sind, aus denen sich unsere Erde zusammensetzt. In unserer nächsten Nähe haben wir z. B. die Sonne, deren chemische Beschaffenheit uns, dank der trophartigen Entdeckung des Spektroskops, am genauesten bekannt ist.

Nachdem wir uns so über die Entstehungsgeschichte der Mutter Erde Gewißheit verschafft, wollen wir uns jener des ganzen Sonnensystems zuwenden, über die uns die Laplace'sche Theorie Klarheit giebt. Letztere sieht mit dem Platon'schen Verlaufe im Einklang und wird heute allgemein als richtig angenommen. Platon füllte 1843 ein Glas mit einer Mischung von Wasser und Alcohol und gab eine kleine Quantität Olivenöl dazu, das mit der Mischung genau gleiche Dichte besaß. Sofort nahm das Öl, weil von der Wirkung der Schwerkraft befreit, Kugelform an. Platon führte nun durch das Glas eine vertikale Achse ein, die eine kleine Scheibe trug, deren Mittelpunkt mit jenem der Deltugel zusammenfiel. In dem Platon die Achse drehte, brachte er die Deltugel zum Rotiren. Sofort flachte sie sich an ihren Polen ab und schwoh am Äquator an — genau so, wie die rotirenden Planeten. Je schneller Platon die Achse drehte, desto mehr verflachte sich die Kugel, bis sie endlich die Scheibe verließ und dieselbe als reelmäßiger Ring umgab, der mit der Scheibe nur durch ein dünnes Oelhäutchen zusammenhing. Als Platon die Scheibe festhielt, zerfiel dieses Oelhäutchen und der Ring erschien vollkommen frei, und als er mit der Drehung der Scheibe weiterfortfuhr, theilte sich der Ring in mehrere isolirte Massen, deren jede sofort die Kugelform annahm. Alle diese Massen rotirten in derselben Richtung, in der sich der Ring bewegte! Na, noch mehr: der Ring

im Augenblicke seiner Theilung immer noch eine gewisse Geschwindigkeit hatte, so strebten die Kugeln sich in der Richtung der Tangente zu entfernen, und da die sich drehende Scheibe zugleich der Mischung eine rotatorische Bewegung erteilte, so wurden die Kugeln alle von derselben ergriffen und treiben um die Scheibe, genau so wie die Planeten um die Sonne, und so wie diese dabei sich um ihre Achse drehen! Dieser interessante Versuch machte damals großes Aufsehen. Seine Uebersetzung mit der Laplace'schen Theorie ist dabei wunderbar. Denn nach Laplace entstand das Sonnensystem in folgender Weise.

Ursprünglich bestand die Sonne aus einem riesigen glühenden Gasball, dessen Durchmesser bis über die Bahn des weitest entfernten Planeten hinausreichte und rotirte. Im Laufe der Zeit trennte sich vom Äquator dieses ungeheuren planetarischen Nebels ein Streifen ab, der zuerst einen Ring bildete, wie ihn heute noch der Saturn umkreist, bis auch endlich dieser Ring zerfiel und sich infolge der Drehung zu einer gasförmigen Kugel zusammenballte, die nun in gleicher Richtung um den Äquator des planetarischen Nebels kreiste. Zur Abtrennung des Ringes bedurfte es nur eines kleinen Ueberwiegens der Centrifugalkraft über die Centripetalkraft, wie es z. B. infolge Beschleunigung der Rotation eintreten mußte.

Dieser Vorgang wiederholte sich noch mehrere Male, wobei der planetarische Nebel in Folge seiner Zusammenziehung immer kleiner, aber dafür dichter und glühender wurde.

Auf diese Weise wären also die noch unbekannten transneptunischen Planeten die ersten gewesen, die sich vom Sonnenaquator ablösten, und ihnen folgten dann nach der Reihe: Neptun, Uranus, Saturn, Jupiter, die Planetoiden, Mars, die Erde, Venus, Merkur, bis der ursprüngliche Sonnenball zur heutigen „kleinen“ Kugel wurde.

So wie es mit der Sonne ging, so ging es auch mit den Planeten, nur daß diese von ihrem Äquator nach der Reihe ihre Satelliten abtrennten.

Daß heute nur noch die Sonne ein glühender Gasball ist, alle Planeten und Satelliten aber nicht selbstleuchtend, ist nur die natürliche Folge der Abkühlung, die bei Kugeln im quadratischen Verhältnisse zunimmt, d. h. daß z. B. eine vier Mal kleinere Kugel 16 Mal schneller abkühlt.

Für diese Entstehung des Sonnensystems aus einem ungeheuren, aber wenig dichten und daher nur schwach leuchtenden Gasballe sprechen auch die vielen planetarischen Nebelstöße, die wir mit dem Fernrohr am Himmel sehen. Man wird nun fragen: Wo entstanden aber die Nebelstöße? Es liegt auf der Hand, daß kein Ding aus Nichts entstehen kann; stets müssen seine Grundstoffe irgendwo vorhanden gewesen sein. Also muß auch die Materie, aus der die zahlreicheren Nebelstöße des Himmels bestehen, von jeher vorhanden gewesen sein; wahrscheinlich ist sie nichts anderes als verdichteter Weltäther. Den Gesetzen der Anziehungskraft zufolge wurden von jeher die einzelnen Atome, die aufeinander prallten, sich mit einander verurunden, und dadurch wieder ein Uebergewicht über andere Atome erlangt haben, die sie behaltend an sich zogen, derart ihre Masse beständig vermehrend.

So entstanden also und entstehen noch heute durch Verdichtung des Weltäthers an einzelnen Stellen Nebelstöße.

Dieser Vorgang wiederholt sich überall, wo es Weltäther gibt, und da das unendliche Weltall überall vom Weltäther erfüllt ist, bilden sich überall Nebelstöße, aus denen sich Sterne u. s. w. entwickeln, und so gelangen wir zur Unendlichkeit der Zahl der Sterne. Da der Weltäther nicht aus Nichts entstanden und ebenso wenig „anderswoher“ gekommen sein kann (weil es außer dem Weltall keinen weiteren Raum geben kann, in welchem der Weltäther vorher aufgeschapelt gewesen sein könnte) so folgt logischerweise daraus, daß der Weltäther von jeher vorhanden war und gar nie ein Ende haben kann, daß er also ewig ist.

Unser unvollkommenes Sinne vermögen den Begriff der Ewigkeit allerdings nicht zu fassen, weil uns Etwas, was keinen Anfang und kein Ende hat, unbegreiflich ist.

Moderner Schmud.

Aus Centralstelle „Schmud und Mode“, W. Diebener, Leipzig-Berlin.

Noch vor nicht gar langer Zeit war es unmoder und durchaus „unladylite“, Schmudfaden und besondere viele Schmudfaden zu tragen. Jahrelang waren Urketten ganz aus der Mode, man fand es barbarisch, die ganzen Ohrläppchen des Landes wegen zu durchstochen, Armbänder, ja auch Rin-

Monument der Kaiserin Elisabeth am Cap Martin.



Die Kaiserin Elisabeth pflegte seit mehreren Jahren Aufenthalt am Cap Martin zu nehmen. Hier in der Naturfröhenheit der Côte-d'Azur ließ ihre Melancholie nach. Zur Erinnerung an die Tage, welche die unglückliche Regentin hier verbrachte, wurde am 6. April ein Denkmal errichtet, welches wir heute unseren Lesern bildlich bringen. Es ist das Werk eines Bildhauers Namens Tersling und wurde mit einem Kostenaufwand von 10,000 Francs vollendet. Als einfacher Obelisk, den eine Ode von Mme de

Montgomery und eine kurze Inschrift ziert, erhebt sich das Monument hier an der von blauen Fluthen umspülten Küste, umgeben von Pinien und Rosmarinbüschen. Die Einweihung des Denkmals hatte vorwiegend religiösen Charakter. Mg. Chapon, der Bischof von Nizza, celebrierte eine Messe, dann spielte die Capelle die österreichische und ungarische Nationalhymne sowie die Marceillaise. Unter den zahlreichen Blumenpendeln, die niedergelegt wurden, befand sich auch ein Kranz der Königin Victoria aus Veilchen und Camellien.

Wer Geld hat, soll es auch ausgeben und wer wenig oder keins hat, wird zufrieden sein mit dem Kleingeld, welches der Geliebte der Ausertorenen bereibt und sich erfreuen an dem Anblick der schönen Schmudfaden in den Schaufenstern und an dem, welches die Bevorzugteren tragen.

Ein lebender Triumphbogen.

Loubet, der gegenwärtig als Präsident an der Spitze der französischen Republik steht, stammt aus einer einfachen Familie. Mit besonderer Ehrlichkeit hängt er an seiner sechsundachtzigjährigen alten Mutter, einer provencalischen Bauernfrau. Die erste außerordentliche Reise, welche nunmehr der neue Präsident unternahm, führte ihn nach Rom, um die Mutter



zu umarmen. Das Städtchen, ein ehemaliger Hauptort der Hugonotten, ließ sich natürlich nicht nehmen, eine große Festlichkeit zu veranstalten. Unter den vielen Triumphbögen, die zur Feier des Einzugs von Loubet errichtet worden waren, befindet sich auch einer, den wir seiner Originalität wegen bildlich reproducieren. Er war zusammengestellt von den Mitgliedern einer Societe de gymnastique, welche bei dieser Gelegenheit ihre Exercitien vorführten.

Ein junger Mann in Illinois hat einen achtzigjährigen Greis wegen Ver Entfremdung seiner Braut auf Schadensersatz verklagt. Wie kann man sich nur so ein Armutstheuerquitt ausstellen!

Ueberirdische Bekanntschaft: Zur gefälligen Notiz für alle mit mir beschienen Erdenföhne, daß ich mit dem General Luna, der sich eracben will, nichts gemein habe. Die teufche Luna.

Für die Jugend.

Im Frühling.

Die schmutzigen Wässerlein rieseln und rinnen; Es treibt auf dem Bach das gebohrte Eis. Die lenzenden Lüfte die Herrschaft gewinnen; Da schwindet im Thale das glanzlose Weiß. Schon wehet die Wiese am bräutlichen Kleide; Die Falter wecke der sonnia Tag. Die Kinder hüpfen vor seller Freude, Vom Walde tönt lustiger Finkenflügel. Empor zu dem Lichte, welch Ringen und Streben! Schon kehren vom Süden die Stare zurück. Welch Rufen und Loden, welch Lieben und Leben! Allüberall jauchzt entgegen dem Glück.

Das Veilchen.

Man erzählt eine Fabel von dem Garten eines Königs, in welchem die Bäume und die Blumen alle mit einmal anfangen zu weizen und sich zu beklagen. Die Erde war traurig, daß sie keine Blumen tragen konnte. Der Rosenstock war traurig, daß er keine Frucht bringen konnte. Der Weinstock war traurig, daß er an der Mauer hinstimmen mußte und somit seinen Schatten geben konnte. „Ich bin vom geringsten Nutzen in der Welt“, sagte die Erde. „Ich könnte ebenso gut sterben, da ich keine Frucht trage“, sagte der Rosenstock. „Was kann ich Gutes thun in der Welt!“ sagte der Weinstock. „Dann sah der König ein kleines Veilchen, welches die ganze Zeit sein zufriedenes frisches Gesichtchen emporhielt, während alle traurig waren. Und der König sagte: „Was machst du dich so frisch und zufriedene, während alle anderen weizen und traurig sind?“ „Ich dachte, ich will dich verjüngen, ein so gutes, kleines Veilchen zu sein, wie es immer mir möglich ist.“ — Bist du, lieber Vater, der Erde, dem Rosenstock oder dem Weinstock gleich? Sei lieber wie das Veilchen und thue dein Bestes, in dem kleinen Kreis, in welchen du gestellt bist.

Hochmuth kommt vor dem Fall.

Im Urwald stand ein Baum, der war von oben bis unten mit einer förmlichen Wand von Grün und herrlichen Blüten bedeckt, so daß man von seinem Stamm nichts sehen konnte. Er bot in der That einen herrlichen Anblick mit seiner Blüten- und Fruchtpfacht, auch war er nicht wenig stolz auf diesen Schmud, blühte verächtlich auf die ihn umgebenden Bäume herab, die einen solchen Schmud nicht besaßen. Dabei rührte dieser Schmud aber gar nicht einmal von ihm selbst her, sondern von Kletterpflanzen, sogenannten Planen, die an ihm ihren Halt gesucht hatten, was sie ebenogut auch an einem andern Baum hätten thun können. Aber gerade dieser Mangel an Verdienst schien den Baum erst recht hochmüthig zu machen.

Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Eines schönen Morgens gab es ohne irgend eine besondere Veranlassung einen furchtbaren Atrach, und der schöne Baum stürzte in sich zusammen. Als man näher zusah, war er ganz verborst, und es zeigte sich, daß sein Stamm und verschiedene seiner Aeste an vielen Stellen von den Schlingpflanzen bis tief ins Holz hinein derart eingeklemmt worden waren, so daß eine Saffzirkulation nicht mehr möglich und das Absterben des Baumes die notwendige Folge war.

Heute zeigt nur noch ein kümmerlicher Stumpf die Stelle an, wo der stolze Baum einst das Waldregiment zu führen wählte, während das Schlingzeug in wildverwüthener Gruppe daneben lustig fortwuchert.

Eine wahre Geschichte.

Es war in einem freundlichen Häuschen. Die Frühlingssonne schlich sich durch die weißen Gardinen und schien hinein in ein gemüthliches Zimmer. Ein Mädchen trat zum Fenster und legte die Fensterflügel weit zurück. Tief aufatmend wendete sie sich um. „Vater, es ist heute eine so herrliche Luft draußen, so warm und sonnig, was meinst du, sollen wir heute in den Garten?“ — „Wie du glaubst, Kind!“ Klang es freundlich zurück, und der alte Herr im Rollstuhl blickte liebevoll auf zu seiner Tochter. „Komm zu mir, Kind,

— die Tochter trat neben ihn und streckte graue Haar des Kranken. „Es wird Frühling, Vater“, sagte sie mit hergewinnendem Lächeln. — „Ja, Frühling — wie jung und hübsch du aussehest in der Frühlingssonne, Anne-Liese!“ — „Ich jung und hübsch“, erwiderte lachend das Mädchen, „Vater, die Sonne blendet dich, mein — das ist lange her!“ Ohne Bitterkeit sprach sie es, aber der Vater schüttelte eifrig den Kopf: „Nein, Kind, sie blendet mich nicht, die Sonne, — alle Leute sagen es immer, daß du noch jung und hübsch aussehest; das macht dein frisches Gesicht und die frohen Augen!“ — „Vater, mein liebes Väterchen, was spricht du nur? Doch es ist mir recht, wenn ich dir gefalle.“ — Sie küßte, sich losmachend, des Vaters Hand, und schob dann den Rollstuhl eifrig den Tisch ans Fenster. „Gleich komme ich wieder und dann fahren wir in den Garten“, sagte sie und eilte hinaus. Die Frühlingssonne erweckt eigene Gedanken, der alte Herr fuhr sich mit der Hand über die Stirne, seine Augen schweiften hin über das kleine Gärtchen — wie still und ruhig lag es da! — Die Zeitung entfaltete seiner Hand, Jahre zurück eilten die Gedanken. Er gedachte des Frühlingstages vor vielen Jahren, da er hier seinen Einzug hielt mit seiner jungen, hübschen Frau! Er sah sich mit ihr durchs Gärtchen gehen zum erstenmal — und sie neigte sich über die sprichenden Steine und begrüßte jubelnd die ersten Veilchen! Und sänger wie Veilchen und junges Grün in ihren ihre strahlenden Augen! — Und weiter — nach einem Jahr stand dort unter dem alten Nußbaum die Wiege mit der kleinen Anne-Liese — und die Kleine, sie hatte die sonnigen Augen ihrer jungen Mutter! — Wie ging die Zeit! — Der Erstgeborenen folgten eine Reihe von Brüdern und Schwestern, sie füllten mit Lachen und Lachen Häuschen und Garten, fast wollten die vier Wände zu eng, die Stuben zu niedrig werden für die ganze lustige, lärmende Schaar. Anne-Liese, die älteste, stand der Mutter getreu zur Seite. Sie hielt die wilden Jungen in Zucht und Ordnung, sie flocht die Köpfe der kleinen Mädchen, flüsternde und Strümpfe, sie wurde von allen Kindern schwärmerisch geliebt. Doch ein armer, trüber Tag kam. In tiefer Trauer lag das Häuschen, verneint und demüthigt schlich die Kindercharaktere umher — die Mutter hatte nun auf den Friedhof getragen. Er aber, der Vater, sah zusammengesunken unter der Wucht des Schmerzes einsam in seiner Stube. — Solche bittere Stunden, sie lassen eine Spur zurück für das ganze Leben, und die Frühlingssonne weckt mit den frohen Erinnerungen auch die dunklen Tage. Der alte kranke Mann, noch wachte er es so deutlich, wie da plötzlich sich ein Arm um seinen Hals gelegt hatte und eine vor Tränen fast ersticke Stimme zu ihm sprach: „Lieber, armer Vater!“ Aufblickend sah er in Anne-Liesens Gesichtchen. Die klaren Augen waren verneint, über den jungen Jagen lag der erste große Schmerz ihres Lebens. „Armer Vater“, sagte sie nochmals, und streichelte mit sanfter Hand sein Haar, in dem sich über Nacht die ersten grauen Fäden zeigten — „armer Vater, ich will dir helfen.“ — „Dieses, ich will dir helfen.“ — des vierzehnjährigen Mädchens Klang so trübend, daß der Vater beweint die Tochter an sich zog. „Na, du sollst mir helfen, mein liebes Kind.“ Anne-Liese hatte ihr Versprechen gehalten, und hatte gehalten, so viel ihre jungen Kräfte es erlaubten, die heimgewandene Mutter zu ersetzen. Mit den Jahren war es dann wieder still im kleinen Häuschen geworden. Die Kindercharaktere waren heranaewachsen. Die Schöne zog hinaus in Arbeit und Beruf, die drei jüngeren Schwestern verheirateten sich. Anne-Liese rüftete dreimal treulich eine Aussteuer und schmückte die jungen Bräute mit dem Myrtenkranz, sie selbst aber blieb daheim beim alten Vater, der durch ein schmerzliches Leiden an den Rollstuhl gekammt wurde.

An das Sinnen und Denken des Kranken hinein, drang jetzt Anne-Lieses fröhlicher Gesang. „Gutes Kind“, sagte der Vater vor sich hin, „sie hat mich nicht allein gelassen.“ Da trat sie ein, die Tochter, frisch und froh wie immer. „Da bin ich wieder, Vater, nun schiebe ich dich in den Garten.“ Sie öffnete die Thüre, und mit vorstichtiger Hand, jedem Steinchen ausweichend, rollte sie den Kranken hinaus bis unter den alten Nußbaum. Dort saßen sie denn traulich beisammen und sie fragte: „Eigentlich gut so, Väterchen, bist du warm genug, blendet die Sonne dich nicht?“ Der Kranke dankte mit freudlichem Lächeln, und mit Stolz und Freude ließ er seine Augen auf ihrem blonden Scheitel ruhen, wie sie sich nun über eine Näharbeit beugte. „Vater“, hub Anne-Liese mit einemmal an, „du faachst vorhin, ich wäre noch jung und hübsch, — weißt du denn nicht, daß ich schon längst eine alte Jungfer bin?“ Lachend hob sie den Kopf, der Vater aber sagte erstaunt: „Du, Kind, eine alte Jungfer?“ — „Na, Väterchen, eine rechte, echte alte Jungfer“, und sie lachte so hell, daß es ganz jugendlich durch den kleinen Garten Klang. Der Vater aber langte nach ihrer Hand und sagte tief bewegt: „Nun, so sei meinwegene eine alte Jungfer; denn wünschte ich nur, daß es recht viele solche alte Jungfern in der Welt gäbe — mit einem jungen Herzen in der Brust und einem alten Vater, der ohne seine alte Jungfer nicht leben kann!“